

CASSINI DIVISION

KRISE UND KRITIK • DOSSIER 01 • BIBLIOTHEKEN • 2015

BIBLIOTHEKEN: BÜCHERHORTE UND ARCHIVE

TEXTE AUS:
BERLIN, ZÜRICH,
WIEN, BOCHUM,
HEIDELBERG,
OBERSCHWABEN,
ISTANBUL



Inhalt

- 1** Monika Reitprecht: Wien
- 2** Heike Hellebrand: Berlin
- 3** Lovis Cassaris: Zürich
- 4** Britta Peters: Bochum
- 5** Pia Ziefle: Oberschwaben
- 6** Sarah Berger: Heidelberg
- 7** Selcuk Salih Caydi: Istanbul

Kontakt:
redaktion@cassinidivision.de

Fotos und Bildnachweise: Britta Peters (Titel, S. 2, 9, 10, 11, 13, 16), Gerald Zugmann / www.zugmann.com (S. 3), CC da Flow at de.wikipedia (S. 4), Lovis Cassaris (S. 6), Selcuk Salih Caydi (S. 15).

Die Verwendung aller Inhalte und insbesondere der Abdruck sowie die kommerzielle Verwendung in Printpublikationen oder im Internet bedürfen der ausdrücklichen Zustimmung der Rechteinhaber/-innen und Autorinnen/-en.

Dieses Dossier ist ein PDF-Download von
www.cassinidivision.de

Social Media:
twitter.com/kriseundkritik
facebook.com/diecassinidivision

Der zu Unrecht vergessene Schriftsteller Frédéric Dormeur, der sein beschauliches Dorf bei Poitiers nur einmal verlassen hat, nämlich als Gepäck seines Bestatters, verfügte bereits im Jahr 1849, dass seine Katze Vermögen und Bibliothek des Herrchens erben solle. Es ist nicht überliefert, ob das so zu umfangreichem Bücherbesitz gebrachte Tier in seiner Trauer Elegien las oder ihnen auch nur lauschte, die Geschichte der Bücherkatzen ist damit auf jeden Fall durch eine völlig glaubwürdige Anekdote reicher.

Cassini-Division ist ein unabhängiges Kulturmagazin, das mit Herzblut und Expertise von Literaturwissenschaftlern produziert wird. Wir freuen uns, nach dem Start des Portals nun ein erstes Themen-Dossier vorzulegen und haben uns darin, inspiriert von der Katze des Monsieur Dormeur, dem weiten Feld privater und öffentlicher Bibliotheken gewidmet.

Besonders aber freuen wir uns, dass wir wunderbare und begabte Autorinnen und Autoren gewinnen konnten, ihre Bibliotheksgeschichten beizutragen. Der »Library Space«, wie der jüngst verstorbene britische Autor Terry Pratchett den Echoraum der Lektüren und Texte genannt hat, hat Anker in jenen Städten,

aus denen die Beitragenden berichten. Wir danken daher Seite für Seite **Monika Reitprecht** für die Vorstellung der Büchereien Wien, **Heike Hellebrand** für ihre Streifzüge nicht nur durch die Berliner Bibliotheken, **Pia Ziefle** für eine poetische Reminiszenz an die Bücherorte von Oberschwaben, **Lovis Cassaris** für ihre augenzwinkernde Liebeserklärung an das Arbeiten in der UB von Zürich und **Sarah Berger** für den Bericht aus dem Innersten des Philosophischen Seminars zu Heidelberg. Und zu guter Letzt danken wir **Selcuk Salih Caydi** für seine kleine Kulturgeschichte der Bücherkatzen von Istanbul.

Pratchetts Familie ließ die Fangemeinde wissen, die Katze der Familie habe in den letzten Stunden vor seinem Tod friedlich bei ihm auf dem Bett gelegen. Die Katze des Monsieur Dormeur wurde steinalt und ruhte jeden Tag auf demselben letzten Manuskript – dem nie realisierten Entwurf einer Bücherkathedrale monumentalen Ausmaßes.

Wir wünschen viel Spaß beim Lesen!

Für die Redaktion:
Britta Peters und Christian Wobig



Bücher zwischen Büchern:
Pop-up-Bücher in Ausstellungsvitrinen
in der Bochumer Universitätsbibliothek





Foto: © Gerald Zugmann / www.zugmann.com



WIEN

Die Büchereien Wien verfügen im Vergleich zu anderen Öffentlichen Bibliothekssystemen im deutschen Sprachraum über ein dichtes Zweigstellennetz: an 39 Standorten in fast allen Wiener Bezirken werden derzeit die Angebote bereitgestellt. Zu den 38 über das gesamte Stadtgebiet verteilten Filialen kommt als zentraler Knotenpunkt und größte Zweigstelle die Hauptbücherei am Urban-Loritz-Platz. 2003 übersiedelte die Hauptbücherei an den Gürtel, Wiens meist befahrene Straße. Die Entscheidung, eine Bibliothek – gemeinhin als Ort der Ruhe und Kontemplation angenommen – ausgerechnet zwischen zwei Fahrbahnen zu bauen, war anfangs durchaus umstritten. Tatsächlich hat sich die Lage an einem Verkehrsknotenpunkt nicht nur im Hinblick auf die Besucherfrequenz als günstig erwiesen,

auch aus Sicht der Stadtentwicklung hat der Standort Signalwirkung. An der Grenze zwischen Neubau, ein Bezirk, in dem viele Studierende, KünstlerInnen und junge Wirtschaftstreibende leben, und Rudolfsheim-Fünfhaus, jenem Bezirk mit dem prozentuell höchsten Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund an der Bezirksbevölkerung, erfüllt die Bibliothek Brücken- und Integrationsfunktion. Die Hauptbücherei ist weit mehr als eine Entlehnbibliothek: Durch ansprechendes Ambiente, großzügige Öffnungszeiten, Lese- und Arbeitsplätze, Hörstationen und DVD-Plätze und zahlreiche Veranstaltungen für Kinder und Erwachsene bietet sie Gelegenheit und Anreiz, längere Zeit im Haus zu verweilen. 2004 wurde die Hauptbücherei mit dem Landmark Libraries Award für die beste neue öffentliche Bibliothek Europas ausgezeichnet. Sonderservices der Büchereien Wien sind das Bibliothekspädagogische Zentrum mit Unterrichtsmedien und Themenboxen für Kindergärten, Schulen, Jugend- und Senioreneinrichtungen sowie der Hausbesuchsdienst, der kranke und

bettlägrige Menschen mit Lektüre versorgt. Die Büchereien Wien sind Teil der für die Bereiche Bildung und Jugend zuständigen Magistratsabteilung 13.

Monika Reitprecht

Facts & Figures:

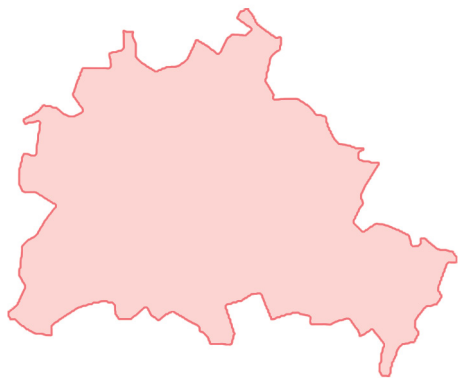
39 Zweigstellen
 Bibliotheksfläche: 19.323m²
 Jahresöffnungszeiten: 46.350
 Medienbestand: 1.570.000 (physische Medien: 1.530.000, virtuelle Medien: 40.000)
 Entlehnungen (physisch): 5.530.000
 Entlehnungen (virtuell): 366.520
 aktive BenutzerInnen: 173.474
 Besuche (mit Ausleihe): 1.476.951
 Veranstaltungen/Führungen für Erwachsene: 1.087
 Veranstaltungen/Führungen für Kinder: 8.307
 Besucher von Veranstaltungen: 201.753

www.buechereien.wien.at
www.kirango.at
www.facebook.com/buechereien.wien
www.twitter.com/buechereiwien



BERLIN

Mit Heike Hellebrand durch das Berliner Bibliothekennetz



Wer als Kind in einer Großstadt aufwächst, erweitert den Radius seines Lebensraumes etappenweise. Da ist die Kindheit, die Jugend und das Erwachsenenleben. Zu Beginn ist immer die elterliche Wohnung, die es zu erkunden gilt. Tapeten, Möbel, Schreibtische, Blumentöpfe und die elterliche Bibliothek. In den dunklen selbst gezimmerten Regalen meiner Eltern stand in scheinbar zahllosen Reihen ein gesundes Maß an Weltliteratur. Ein guter Teil davon war ungelesen. Als ich mit elf Jahren begann Zolas *Nana* zu lesen, belauschte ich ein Gespräch zwischen meinen Eltern, in dem es um die Frage ging, ob *Nana* für eine Elfjährige denn schon geeignet sei. Man war sich uneins. Aber viel mehr noch unschlüssig darüber, was zu tun wäre. Man beließ es dabei. Ich glaube mich zu erinnern, die Hälfte des Buches nicht verstanden zu haben. Die sinnlose Aneinanderreihung von Schmuck und Prunk war für mich damals nicht nachvollziehbar. Die Erweiterung des Straßengeflechts, in dem ich mich auskannte, begann in der zweiten Klasse mit dem Weg zur Kinder- und Jugendbibliothek meines damaligen Heimatbezirkes Marzahn. Die Erinnerungen daran sind spröde und die Erwartungen unterlagen der elterlichen Bibliothek. Im Zuge der Wende bekam die Bibliothek westlichen Zuwachs, der sich

als durchaus interessant darstellte, aber von der Kreuzberger Kinder- und Jugendbibliothek, in der mein Vater mich 1990 anmeldete, haushoch geschlagen wurde. Damals war der Görlitzer Park noch ein rührendes Kleinod und die in der Nähe liegende Bibliothek war hell, geräumig und die angrenzende Erwachsenenbibliothek keine zwei Jahre mehr entfernt. Hier wurde ich erwachsen, hier blätterte ich zum ersten Mal im Koran, spürte einer mir fremden Religion nach, hier formten Radieserweiterung und Bücherstapel meinen geistigen und seelischen Grundbau. Die Pubertät überlebt man am besten lesend oder, was auch eine Variante sein könnte: mit Freunden unterwegs in der Stadt. Ich wählte zweiteres und ließ mir ab und an Bücher schenken.

Die eigentliche Offenbarung, die wahre Initiation, ist der Eintritt ins Studentenleben und damit der Eintritt in die großen heiligen Hallen der Welt. Meine erste rauschhafte Raumerfahrung dieser Art hatte ich in der philosophischen Institutsbibliothek der Freien Universität Berlin. Ich saß plötzlich in einem Gewächshaus, nur dass die Pflanzen sich außerhalb befanden. Die Pflanzen schienen einzudringen in den Raum der Bücher, der mir noch unzugänglich erschien und vor dem ich großen Respekt hatte. Die Ruhe und Abgeschie-

denheit dieser Bibliothek habe ich später in diversen Institutsbibliotheken der Humboldt-Universität häufig vermisst.

Die Zeit, von der ich spreche, die ausgehenden 60-er, war in vielen Bibliotheken noch eine analoge Zeit. Rosafarbene Pappkärtchen dienten als Institutsbibliotheksausweise und das Ausleihen von Büchern war begleitet von endlosem Papierkram. Jedes Buch, welches man auszu-leihen gedachte, musste auf einem Zettel eingetragen werden. Es galt die Devise: jedes Buch benötigt einen Zettel, was bei durchschnittlich zehn geliehenen Büchern häufig zu Nervenzusammenbrüchen führte. Der Fortschritt begann mit dem Barcode auf dem Studierendenausweis und der Anschaffung von Scannern für die Hauptbibliotheken der Berliner Universitäten. Schleichend. Obwohl man anderes hätte vermuten können. Der Muff unter Vorzeigeeingangsportal und vergoldeten Zaunspitzen belästigte den gemeinen Studierenden in dieser Zeit ungemein. Das war auch unter den Lehrenden bekannt und der moderne Dozent von Welt hielt damit nicht hinter dem Berg. Heutzutage ähneln Bibliotheksneubauten auch rein äußerlich nicht mehr der Vorstellung von staubigen Orten, in denen bevorzugt dunkles Holz verwendet wird und die Buchsuche mehr Zeit in Anspruch nimmt, als die eigentliche Lektüre. Moderne Bibliotheken sind geräumig, lichtdurchflutet und hochfunktional. Wer seinen alten vermoderten Ausweis der Staatsbibliothek zu Berlin erneuern möchte, wird kurzerhand am Tresen fotografiert und erhält in Sekundenschnelle einen neuen Ausweis in Form eines handelsüblichen Plastik-kärtchens mit Barcode.

Während des Streiksemesters 1997 ging ich häufig in die Stadtteilbibliothek in Schöneberg und las mich quer durch die deutsche expressionistische Literatur, im Winter schlitternd über Eis, die Bücher selten ausleihend, weil mir das zu anstrengend gewesen wäre, sie nach Hause zu schleppen. Die Bibliothek war weder sonderlich gemütlich noch sonstig über-ragend, aber sie war in meiner neuen Wohnnähe und still. Einer meiner späteren Wohnorte sollte der Wedding werden, direkt gegenüber der Bibliothek Luisenbad, der schönsten Stadtteilbibliothek von Berlin, die wiederum ihren Namen ihrem ehemaligen Zweck verdankt. Man

steigt hinab in die ehemalige Badestelle, entweder in einem Fahrstuhl oder zu Fuß und schaut jetzt ins Grüne. Ins äußere Ge-wächshaus. Das Luisenbad ist dieser Tage mal laut oder leise. Hier habe ich die Bü-cher meistens direkt ausgeliehen und zu Hause auf der Couch verschlungen. Das Berliner Bibliothekennetz der Stadtteil-bibliotheken, welches mich seit meiner Kindheit an begleitet, ist mir auch im Stu-dium immer wieder eine monetäre Ent-lastung gewesen, da sich sämtliche Pri-märliteratur hier erstehen ließ, wenn man klug genug war, die Bücher vor Semester-

Die große Heilige

Gewächshäuser, Schwimmbä-
der – eigentlich fehlt nur noch
ein Raumschiff

beginn zu leihen. Im Zweifel bestellt man in Spandau das Buch und lässt es sich in den Friedrichshain in die Bibliothek der Wahl oder sogar direkt nach Hause schiken.

Die Standorte der Zentral- und Landesbibliothek am Halleschen Tor und in der Breite(n) Straße sind so verschieden wie beliebt. Ich bin immer wahnsinnig gern in die Breite Straße gefahren und habe mir dort Schallplatten und Bücher geliehen, auch weil es immer sehr schnell ging. Der Lesesaal in der Berliner Stadtbibliothek hatte noch diese Aura von grünen Lese-lampen und Bedächtigkeit, was die Ame-rika-Gedenkbibliothek am Halleschen Tor immer vermissen ließ. Dafür ist die Auswahl in der AGB natürlich unschlag-bar und im Zweifel lernt man dort jeman-den kennen, der auch gerne Bücher liest. Die Zukunft einer vereinten Zentral- und Landesbibliothek ist noch ungewiss. Der Volksentscheid hat den Standort Tempelhof verhindert und im Gespräch ist das ICC, das ehemalige Kongresszentrum. Berlin sollte sich als ausgewiesener Uni-versitätsstandort eine schöne und neue

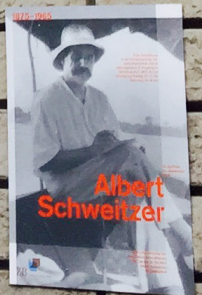
Bibliothek gönnen, mag sie auch außer-halb des Rings liegen.

Gewächshäuser, Schwimmbäder – ei-gentlich fehlt nur noch ein Raumschiff. Das gibt es glücklicherweise immer noch und zwar am Potsdamer Platz. Die große Heilige, die Staatsbibliothek zu Berlin, hat ebenso wie die Zentral- und Landesbiblio-thek zwei Standorte und der Eintritt in das Raumschiff am Potsdamer Platz erschlug mich seinerzeit, wie es dieser Tage Studie-renden ergehen muss, die das erste Mal das Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrum oder die umgebaute Staatsbibliothek Un-ter den Linden betreten. Das von Hans Scharoun konzipierte Gebäude gegen-über der Philharmonie, welche ebenfalls von Scharoun geplant und erschaffen wurde, entstammt der Ideenwelt der spä-ten 60-er bzw. frühen 70-er Jahre, in de-nen soziale Utopien ihren Ausdruck auch in der Architektur fanden. Im Sinne einer demokratischen Architektur und der Aus-lotung des Verhältnisses von Gesellschaft und Individuum gleicht dieses Raumschiff im ersten Moment einem verwirrendem Irrgarten, dessen Zentrale die leicht zu-gänglichen Leseplätze sind, die in der Mitte des Raumes über den Bücherreihen zu schweben scheinen und immer wieder im Raum wie beiläufig auftauchen. Das macht es zuweilen schwierig, sich zwi-schen den Regalen zurecht zu finden, die sich um die Leseplatztribüne ranken. Im Mittelpunkt steht der Mensch, der die Bü-cherreihen wie beiläufig betritt und sofort das gesuchte Material findet. Was leider nicht immer der Fall ist. Deswegen bedarf es einiger Besuche, um dem Raumschiff Demokratie Frau zu werden. Aber wenn man einen guten Leseplatz ergattert hat, ist doch eh alles egal, oder?

*Heike Hellebrand
(heike-hellebrand.de)*



ZENTRAL
BIBLIOTHEK



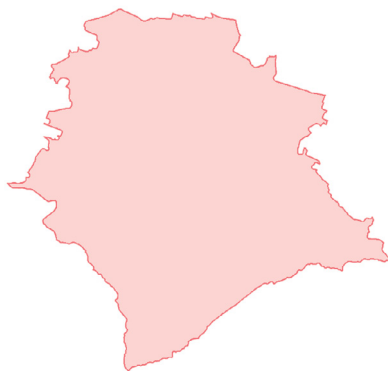
Auf die Gefahr hin, zukünftig von meinen Kommilitonen höchstens mit einem abschätzigen Nasenrumpf begrüsst zu werden, oute ich mich nun als Bibliotheksmuffel. Bibliotheksbesuche bedeuten Stress für mich und die Male, an denen ich während meines Studiums eine Bibliothek von innen gesehen habe, kann ich deshalb an zwei Händen abzählen. Für alle drei Studienfächer zusammen. Man möge mich bitte nicht falsch verstehen: Ich liebe Bibliotheken. Ich hasse nur das ganze Drumherum.

Der Stress beginnt für mich schon vor den Abschlusssächern. Entweder habe ich keine passenden Münzen dabei oder das Schloss zuhause vergessen. Der Geldwechselautomat ist selbstverständlich kaputt und der Info-Schalter geschlossen, weil nämlich immer nur montags von 11.15 bis 11.35 und 14.25 bis 14.45 Uhr alle vier Schaltjahre ein Verantwortlicher erreichbar ist. Da ich natürlich auch über keine durchsichtige Tüte verfüge, muss ich meine Sachen, um sie vor einem möglichen Diebstahl zu schützen, in ein möglichst unauffälliges Fach stopfen, sprich: möglichst weit unten in der hintersten Ecke des Raumes und mit einer Nummer versehen, die sich kein Mensch merken kann. Nur verhält es sich mit Abschlusssächern wie mit der Parkplatzsuche an einem Samstagvormittag im grössten Einkaufszentrum der Schweiz. Nach gefühlten zwanzig Runden nehme ich doch das erste Fach, das ich kriegen kann und bin für den Rest meines Aufenthaltes angespannt. Potenzielle Langfinger sind aber nicht die einzigen, die auf meiner Liste der nervigsten Dinge stehen. Dazu gehören beispielsweise auch andere Bibliotheksbesucher. Ich hasse es, wenn andere flüstern, husten, ja sogar atmen. Ich hasse die Art, wie sie durch die Gänge schlurfen und unbeholfen nach Titeln wie »Abriss der althochdeutschen Grammatik mit Berücksichtigung des Altsächsischen« oder »Diachrone Semantik und Pragmatik: Untersuchungen zur Erklärung und Beschreibung des Sprachwandels« suchen. Ich hasse es, wie sie aus Rücksicht auf mich die Bücher ganz vorsichtig aus dem Regal ziehen und mich genau damit nerven, weil sie sich länger als nötig in meiner Nähe aufhalten. Ich bin nämlich nicht nur ein Bibliotheksmuffel, sondern auch überzeugter Misanthrop. Um es mit

Robert Walser auszudrücken: Wenn ich Menschen verachte, dann keineswegs persönlich, sondern rein grundsätzlich. Ich hasse es, wenn mein Lieblingsplatz belegt ist – denn ja, trotz meiner wenigen Besuche habe ich einen. Und mein Lieblingsarbeitsplatz ist grundsätzlich immer derjenige in der Nähe einer funktionierenden Steckdose und einer natürlichen Lichtquelle, am liebsten direkt vor einem grosszügigen Fenster, so dass ich die Möglichkeit habe, zwischendurch zu prokrastinieren, ohne dass es auffällt. Diesen Platz ergatterte ich aber nur selten. An dieser Stelle sei erwähnt, dass ich Kommilitonen verachte, die bereits morgens um

ZÜRICH

Lovis Cassaris weiß
von Spinnenscans und
Bücherkatzen



acht ihren Pullover über den Stuhl legen wie die Deutschen ihre Strandtücher und sich erst dann wieder blicken lassen, wenn die Reinigungskraft dabei ist, den Wischmopp zusammenzuschrauben. Wenn ich mich doch mit einem der übrig gebliebenen Plätze abgefunden habe, ekle ich mich erst einmal vor den Spuren meiner Vorgänger. Essensreste, obwohl man im Saal nicht essen darf. Haare und Schuppen von sich nervös kratzenden Studierenden kurz vor den Zwischenprüfungen. Liegengelassene, zerknüllte Handnotizen. Erst wenn jedes Papier entfernt, jede Schuppenflocke weggepustet und jeder Krümel weggewischt ist, kann ich endlich ein Buch aufschlagen. Auch hier bietet sich viel Raum für Ekelhaftes: Kaffeeflecken, Popel und im schlimmsten

Fall ein Tier, wobei ich die Vorstellung einer kreischenden Bibliothekarin ganz vergnüglich finde, die kürzlich in der Zentralbibliothek Zürich (ZB) bei der Kontrolle eines Scans eine dicke Spinne in einem Druck aus dem 16. Jahrhundert entdeckte. Alles Anekdoten? Nein. Die ZB liefert ein Beweisbild der legendären Spinne auf ihrer [Facebook-Fanpage](#).

Deshalb liebe ich diese Bibliothek so sehr. Sie geht mit der Zeit und ermöglicht es mir, aus der Ferne alles zu bekommen, was mein Wissenschaftlerinnenherz sich wünscht. Sie verfügt über mehr als vier Millionen Bücher und Zeitschriftenbände, die ich mir theoretisch bequem nach Hause liefern lassen könnte, wenn ich nicht zu geizig wäre, die Bearbeitungs- und Portogebühren zu zahlen. Entzückt bin ich vor allem über das digitale Angebot: E-Journale, E-Bücher, E-Zeitungen ... Die ZB verfügt über 77.000 elektronische Zeitschriftentitel. Unzählige davon sind von zuhause problemlos einsehbar und leicht auszudrucken. Somit muss ich mir auch keinen Kopf über Kopierkarten und Aufladestationen, Warteschlangen vor den Geräten und falsche Passwörter machen. Ich kann behaupten, dank des Online-Angebots der ZB bin ich rundum zufrieden. Das einzige, was mich noch aus meiner heimischen Lernhöhle herauslocken könnte, ist ein modernes Bibliothekskonzept, welches ich letzten Winter der ZB vorgeschlagen habe. Das mithilfe einer sehr kreativen Freundin verfasste Schreiben möchte ich dem Leser nicht vorenthalten:

»Sehr geehrte Damen und Herren, ich wünsche Ihnen einen schönen Nikolaus und möchte, abgelenkt vom Schreiben an meiner Dissertation, Ihnen gleich einen Vorschlag für das neue Jahr prokrastinieren. Sie werden mir sicher zustimmen, dass die Zentralbibliothek Zürich ein effizient gestaltetes, den Anspruch großer Benutzerzahlen entsprechendes Gebäude ist. Durch Modernisierung und Nachrüstung gelang es Ihnen, eine erfreuliche Anpassung an die Bedürfnisse des digital gestützten Lesens und Lernens zu erreichen. Leider muss ich jedoch feststellen, dass ein wesentlicher Bestandteil moderner Bibliothekstechnik in der größten Zürcher Bibliothek immer noch vernachlässigt wird. Große amerikanische Universitäten machen

es vor und setzen zur Unterstützung des Workflow auf das Modell der library cat. Library cats, oder wie der Verein zur Bewahrung deutscher Sprache empfiehlt, Bibliothekskatzen, sind günstig in Anschaffung und Unterhalt sowie geeignet zur nachhaltigen Bewirtschaftung des Bibliotheksraums mit den inzwischen unverzichtbaren animal resources. Bibliothekskatzen streifen durch die Hallen und Magazine, sehen nach dem Rechten, vertilgen Ungeziefer, Butterbrotreste und sind ein guter Indikator für Heizungslecks und eindringendes Regenwasser. Darüber hinaus können sie – naturbelassen oder versehen mit library cat suit – beim Gang durch und über die Regalreihen eine erhebliche Menge Staub binden. Bibliothekskatzen helfen bei der Betreuung heimwehkranker Studierender ebenso wie bei der Motivation der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter an den Serviceetheken und in den Archiven. Amerikanische Studien belegen, dass eine Bibliothek mit einer ausreichenden Menge von Bibliothekskatzen 23 % mehr Effizienz und 59 % mehr Nutzerfreundlichkeit erreicht. Futterautomaten mit Häppchen, die nach dem Absolvieren einer festgelegten Schnurleistung eine Mahlzeit abgeben, reduzieren die Pflege der Tiere auf ein Minimum. Ich habe mir erlaubt, auszurechnen, dass die Zentralbibliothek Zürich ungefähr 40 Bibliothekskatzen zur Ergänzung ihres Tagesgeschäfts benötigt und bei verschiedenen Bauern ein jeweils unverbindliches Angebot zur Lieferung von Jungkatzen (farblich sortiert wie produziert) einzuholen wäre. Ich lasse Ihnen gerne die Angebote des günstigsten Anbieters zukommen. Es wäre auch möglich, in einem ersten Schritt ein Pilotprojekt von 10 Bibliothekskatzen durchzuführen, um den tatsächlichen Bedarf zu ermitteln. Ich freue mich auf eine neue Ära in Ihrem ansonsten vorzüglichen Haus.«

Die köstliche Antwort der ZB liess nicht lange auf sich warten:

»Vielen Dank für Ihren praktischen und vielversprechenden Innovationsvorschlag. Wir schätzen es sehr, wenn unsere Benutzenden uns so ansprechende Überlegungen zur Hebung der Servicequalität unterbreiten. Seit der legendären Bibliothek von Alexandrien, kennt man die (auf Aristoteles zurückgehende?) Gleichung zur Katzen-Informationsmassenverteilung:

»Je mehr Informationen sich anhäufen, desto mehr Katzen gesellen sich dazu.« Das gilt in hohem Masse sowohl fürs Internet wie auch für Bibliotheken, den Urmüttern der Information. (...) Gerne verweisen wir auch auf die Verdienste des leider verstorbenen Uni-Katers Sammy aus Konstanz (...) und an die Fliege tragende Bibliotheksassistentenkatze Kuzya aus einer russischen Kinderbibliothek.

Auch wir von der ZB haben die von Ihnen zitierte Studie zur »Effizienzsteigerung des Bibliotheksservices durch Katzen« begeistert gelesen und standen vor dem Entscheid, ob wir Katzen einstellen sollten. Bei der erforderlichen Anzahl kamen wir zu ähnlichen Ergebnissen wie Sie (42,3 Vollzeitstellenkatzen, unter Berücksichtigung von Urlauben und Feiertagen). Unumstritten waren nebst den fachlichen Vorteilen auch die emotionalen Qualitäten. Kopfzerbrechen bereitete uns dagegen die Reviergrösse und die vorhandenen Kratzgelegenheiten. Gescheitert ist das Projekt schlussendlich am Corporate Design (das Blau unseres Logos war bei keinem seriösen Katzenzüchter auf Anfrage lieferbar). Es war uns nämlich wichtig, das kätzische MitarbeiterInnen, klar durch ihr Äusseres von anderen Katzen, die sich zu Studienzwecken in unseren Räumlichkeiten besuchshalber aufhalten, zu unterscheiden sind (Namensschilder waren leider keine Option). Schweren Herzens haben wir uns deshalb gegen die Einstellung von Katzen entschieden.

Wir sind uns aber der Servicelücke (besonders der Vernachlässigung heimwehkranker Studierender!) nach wie vor bewusst. Der Pilot mit 10 Flughörnchen letzten Monat ist leider auch gescheitert. Die pelzigen Kollegen wollten nämlich die arbeitsrechtlich vorgeschriebenen Helme nicht tragen. Wir sind also weiterhin auf der Suche nach geeigneten Unterstützungstruppen. Auf keinen Fall wollen wir, dass unsere Benutzenden ihre Dissertationen oder Masterarbeiten vernachlässigen, aber für weitere Vorschläge sind wir natürlich jederzeit offen und dankbar!«

Was soll ich sagen? Solange weder schnurrende Katzen noch helmtragende Flughörnchen, Studentenfutter liefernde Goldhamster oder durch die labyrinthartigen Gänge herumführende Welpen zum Inventar gehören, wird es noch eine ganze Weile dauern, bis ich wieder eine

Bibliothek betreue. Das ändert allerdings nichts an der Tatsache, dass ich die Zentralbibliothek Zürich, mit der gross und hoffentlich etwas klug geworden bin, ins Herz geschlossen habe.

Lovis Cassaris



BOCHUM

Britta Peters berichtet aus dem Spaßbad unter den Universitätsbibliotheken

Wenn ich keine Briefe an die Bibliotheksverwaltung schreibe, in denen ich um die Bereitstellung von Bibliothekskatzen bitte und mit der Arbeit trotzdem nicht so wirklich weiterkomme, beobachte ich in der Universitätsbibliothek von Bochum gelegentlich die anderen Besucher.

Ein exzentrischer asiatischer Weiser mit Bärtchen und Pockennarben, vielleicht 50 oder 60, setzt sich heute neben mich und wurschtelt minutenlang mit einer grotesken Menge USB-Sticks herum, die er in einer Plastiktüte mit sich führt und die er vor sich auf einem Schreibblock (und überall um den Schreibblock herum) ausbreitet. Das Wurschteln findet überhaupt kein Ende, dabei ist er behende und eine unsichtbare Ordnung scheint ihm außer Frage zu stehen. Es klingt, als ob er mit Legosteinen spielt (auch jetzt noch, während ich das hier tippe). Ich kann mir einen neugierigen Blick nicht verkneifen, was ihn animiert, mich anzusprechen. Ob ich »Zehn Finger« tippe, fragt er mich mit einer etwas heiseren, in einen fantastischen Akzent getauchten Stimme, und ob ich Zeit hätte, ihm etwas zu tippen. Er habe 50.000 Dokumente, drei Bücher geschrieben, zehn Projekte, internationale! Ich ziehe mich aus der Affäre und schie-

be die Arbeit vor, die mich beschäftigt und auch nach dem Fertigstellen der Arbeit hätte ich keine Zeit. Ein Zettel am Brett unten in der Halle wäre doch was, hier seien viele Studierende, die schnell tippen können. Vielleicht war ich ein bisschen voreilig, denn was für ein Abenteuer wäre das, ihm bei seinen verrückten Projekten zu helfen. (Er kramt immer noch, ein Aktenordner ist im Spiel, der aufgeht und wieder zu und wieder auf, er bleibt in ständiger Bewegung). Ich will mich schon wieder (mit Ohrenstöpseln, nie ist jemand wirklich normal in dieser Sichtbeton-Heterotopie) an meine Arbeit machen, da fragt er noch mal nach: Ob ich denn wüsste, wie man seine vielen Dokumente ordnen könne, er kenne sich gar nicht mit Computern aus, er hätte sie gerne versammelt. Drucken Sie sie aus, sage ich, und kaufen Sie sich eine mobile Festplatte. Ich zeige ihm einige in der Google-Bildsuche. Die zweistelligen Preise und das kompakte Format gefallen ihm sichtlich. Ein Pad habe er auch neulich gekauft, ob man die daran anschließen könne? Er notiert sich mit Kugelschreiber: »MOBILE FESTPLATTE«, unterstreicht das, rahmt es mehrmals eckig ein. Während ich zum Ende komme mit diesem Protokoll, das sich (wirklich niemand ist hier normal) auf

den Seiten meiner eigentlichen Arbeit befindet, kommt er zur Ruhe und hat einen seiner Aktenordner ausgewählt, in ihm rasant von Seite zu Seite zu blättern und Dinge zu unterstreichen. 50.000 Dateien, drei Bücher, zehn internationale Projekte. Andere Weise schaffen in der Zeit nur ein einziges Katanaschwert und gießen ihre Bonsai. Das zur Aufführung gebrachte Werk neben mir ist aber so viel besser als ein Miniaturbaum und es riecht nach mindestens so viel Aufwand. Wir kehren zurück in den Kosovo, wo in einem kleinen Dorf Menschen leben, die der Text behandelt, der Gegenstand meiner Arbeit ist und deren Zeit unendlich langsamer vergeht, wenn auch ohne internationale Projekte.

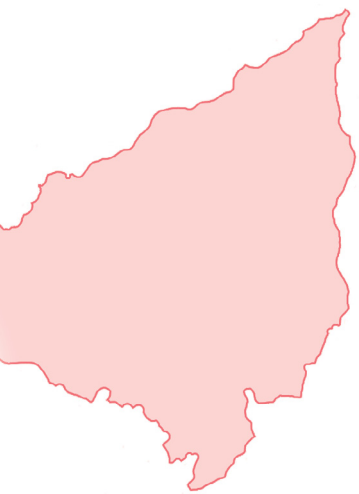
Und noch: Bis alles in Form war, habe ich ihm – (wirklich niemand) – Software für Dateiverwaltung, Layout und Präsentation aufgeschrieben und ihm eine meiner Mailadressen gegeben, deren Passwort ich im Anschluss noch um zwanzig weitere Zeichen ergänzen werde. Es bleibt, überraschend intensiv, die Neugier, ob auf diesen USB-Sticks nicht die Bibliothek von Babel schlummert ...)

Britta Peters



OBERSCHWABEN

Pia Ziefle reist an die Bücherorte von Jugend und Kindheit
und in die unsichtbare Universität



Wunschorte, Rückzüge, Verbannung – alles gleichermaßen waren Bibliotheken für mich. Zuerst die Verbannung, die Schülerbücherei meiner Grundschule.

Wer nicht mitgemacht hat in der Schule, der wurde vor die Tür gesetzt, wer laut war ebenso, wer frech war, musste zum Direktor, auch die Erstklässler. Und eines Tages hat es mich erwischt, ich wollte vorlesen und durfte nicht und wollte die Klasse verlassen, was mir ein anderes Mal schon gelungen war, als der Lehrer entschied, ich solle in die Bücherei gehen, nach nebenan, und auf ihn warten, dann würden wir besprechen, was für eine Strafarbeit ich bekommen sollte.

Allein mit Hunderten Büchern, so kam es mir vor, in Wirklichkeit war der Raum winzig. Für mich dennoch ein Universum, farbige Punkte auf den Buchrücken zeigten mir, welche Bücher für welche Jahrgangsstufe

gedacht waren, ich schob einen Tisch ans Regal, stellte einen Stuhl darauf und kletterte hinauf, zu den Büchern, auf denen »Karl May« stand und »Johannes Mario Simmel«, es waren die dicksten und die wollte ich haben.

Der Lehrer kam in genau dem Augenblick, als ich *Meine Mutter darf es nie erfahren* in Händen hielt und meine Konstruktion bedrohlich zu kippln begann. Es war ein schweigsamer Lehrer, bisweilen jedoch so cholerisch wie wortkarg, man wusste nie, und ich wusste überhaupt nicht, mit dem Buch in der Hand und oben auf dem Tisch. »Nimm es mit«, sagte er und nahm es mir ab, half mir herunter und besah sich den Titel noch einmal. »Fünfte Klasse«, sagte er, als er den Punkt sah, »steck es besser gleich in deine Tasche.«

Später Rückzugsort, in der weiterführenden Schule. Ein Schulkomplex mit ein-



Wunschort: Die Bibliothek der Fernuniversität Hagen

liegt zentral auf dem Campus und atmet Stille,
unterbrochen nur vom benachbarten Schießplatz

tausend Schülern nur im Gymnasium, gemeinsamer Schulhof mit Realschule und Hauptschule, so viele Stimmen und Körper und Bewegungen, kein Ort für mich, die ich Ohrensausen bekam von zu vielen Wörtern aus zu vielen Richtungen, und Schwindel, wenn ich den Weg finden sollte zwischen all diesen Kindern in ständigem Laufen und Ringen und Schaukämpfen und Brotdosenstehlen. »Geh in die Bücherei«, sagte eine Lehrerin, in Englisch hatte ich sie, und sie sah wohl, was los war mit mir, »geh in den Pausen dahin, in allen«, und sie zeigte mir den Weg durch einen wenig genutzten Seitenflügel.

Bücherei am Gymnasium hieß, ich hatte einen festen Platz, an der Lesekartenausgabe, denn bald kannte ich die Lesenummern der meisten Schülerinnen und Schüler, die da in einer langen Schlange anstanden, Nummern waren immer

schon einfacher für mich als Namen, manche kann ich noch heute, O112 zum Beispiel: Hallo Birgit!

Wieder gab es Regale mit Punkten, mit Kürzeln, die ich enträtseln durfte, wenn die anderen Kinder wieder weg waren, wer Dienst in der Bücherei hatte, musste wohl nicht pünktlich in der vierten Stunde sein, und wenn ich Karl May ausleihen wollte, dann stellte sich der Leiter vor mich, nahm mir den geliebten Band wieder weg und reichte mir ein anderes Buch, das er selbst ausgesucht hatte: »Lies erst das, dann können wir reden über *Winnetou 3*«.

So kam es, und er fragte mich aus, was ich gehalten hätte von diesem Plot und von jenem, ob ich anders entschieden hätte, und wenn ja, an welcher Stelle. Waren die Antworten gut, bekam ich meinen Karl May, waren sie oberflächlich, mus-

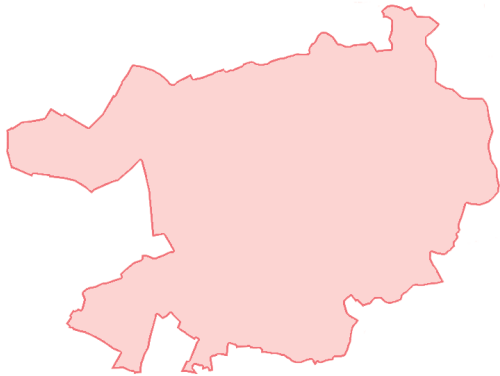
ste ich noch einmal nachdenken gehen. Zuletzt die Wunschorte, da wären die Stadtbüchereien an meinen verschiedenen Wohnorten, und die Bibliotheken an Universitäten, für die ich Leseausweise bekommen konnte, ohne eingeschrieben zu sein, weil ich Fernstudentin war an der Uni in Hagen.

Noch immer gehe ich manchmal in Bibliotheken in fremden Städten, einfach um zu sehen, wie es sich anfühlt, in einem Raum voller Bücher zu sein. Und jedes Mal ist es wieder aufregend und beruhigend zugleich.

Pia Ziefle
(piaziefle.de)

HEIDELBERG

Sarah Berger über das Lesen und Leben in Kästen aus Glas



Dinge für sich behalten – wie Erinnerungen. 21:05 – ich bleibe.

Richtig gute Bücher riechen nach mir selbst. Ich nehme sie häufig zwischen die Hände, trage sie in meiner Tasche ... das bedeutet: Sie riechen nicht. Ich kann mich selbst nicht riechen. »Was riechst du?« frage ich Aviv. Seine Nase gleitet mein Schlüsselbein entlang. »Gut«, sagt er. »Aber wie gut, was für ein Gut.« Ich kann mir darunter nichts vorstellen. Aviv riecht dunkelgrün und irgendwie nach Nadelwald, erdig, harzig, wie Tannennadeln zwischen den Fingerspitzen. »Einfach gut, angenehm.«

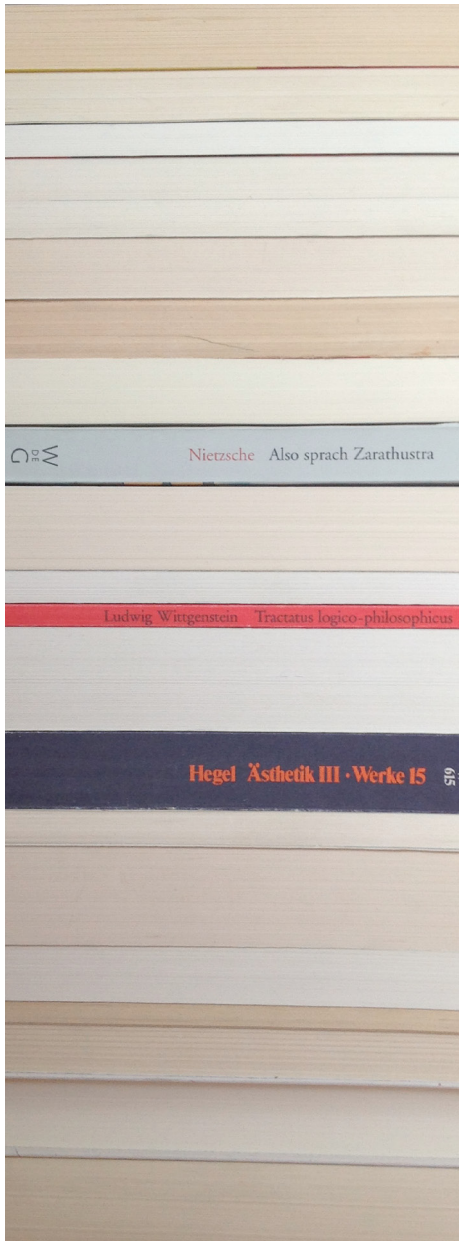
Ich sitze im Glaskasten. Ich bin allein. Ich kann mich nicht riechen, hebe den Arm über den Kopf und spüre den milchig-säuerlichen Geruch meiner Achseln im beißenden Kampf mit feuchtem Baumwollpulli – so rieche ich: Schweiß. Ich nehme noch einen tiefen Zug – es riecht weiß und ich muss an hart gewordene Milch denken. Und Ekel. Allein im Glaskasten ekle ich mich. Schon seit einer Stunde ist die Bibliothek leer – niemand ist da, ich bin allein. Ich wünschte die Eisentür würde gehen – die Feuerschutztür – einfach aufgehen, das Geräusch Stahl auf Stahl, ich würde hochschrecken – gerade noch hatte ich an meinen Achseln geschnuppert, hat er es gesehen? Ich würde hochschrecken, es gäbe einen kurzen Rauschen, ein kurzer Rausch Mensch.

Vielleicht mache ich früher zu, schon um Neun oder eben jetzt. Seit bestimmt einer Stunde oder zwei rauscht es nicht mehr – ich sitze allein im Glaskasten, allein im

Foyer der Bibliothek, Samstag 20 Uhr. Auch die Philosophen sind auf dem Heidelberger Herbst und die Jurastudenten und die Medizinstudenten – alle. Aviv ist zuhause. ... Heute kommt keiner mehr lesen und über mir höre ich Hausmeisters Schlagerparade. Ich habe noch nie früher Schluss gemacht.

Wo sind die Jurastudenten, die Medizinstudenten – wo sind sie alle mit ihren Kaffeetassen und Moleskinkladden? Irgendwer ist doch immer bis zum Schluss da und ich muss sie richtig rauswerfen mit Deckenfluter einschalten und bösem Blick in die Räume werfen. Der chinesische Austauschdoktorand, der über Heidegger promoviert und in seinen kleinen Übersetzungscomputer Sein und Zeit eintippt. Vor ein paar Tagen kam er zum Glaskasten und wollte wissen, was Jemeinigkeit bedeutet ... Du, ich verstehe den auch nicht, hätte ich ihm sagen sollen.

Ich schnuppere ein weites Mal an meiner Achsel, dann stehe ich auf. Ich muss die Bücher aufräumen und Fenster schließen. Alles zerfällt, das vergessen wir ... oder denken nicht daran aber alles zerfällt. Die Dinge, mit denen wir uns umgeben, das meiste davon – zerfällt dauerhaft. Bücher zerfallen, dauerhaft. Das ist der Geruch von Bibliotheken: Zerfallende Bücher, Terakotta, die Kombination von braunem Zucker und leichtem Schimmel. Und Kaffee – dank der Kaffeemaschine gegenüber Descartes riecht es immer ein wenig nach frischem Kaffee. Unten bei Hegel saß heute die Rothaarige, helles Orange, dieser Moment, wenn die Sonne ganz tief steht, feuchter Sand in die Zehenzwischenräume



me gegraben. Ein Raum weiter, zwischen Marx und Nietzsche saß dieser Sartre-Typ, ich bin mir sicher – Gras unter seinen blanken Füßen und auch sonst lindgrün, Tau, ein Morgen im Garten, Komposthaufen. Bei den Engländern saß Ilja, immer – ein kindliches Hellblau, süßlich und frisches Popcorn, Gummibärchen, auch etwas künstlich. Ich habe Hunger. Im letzten Raum saß Yibin mit seinem Sprachcomputer – ein Sonntag im Bett, dunkelblau und ohne Lust, die Fenster zu öffnen, ein Raum voller Wärme unter der Bettdecke.

Zerfallen. All das. Ich schrecke hoch. Die Eisentür ist gegangen. Vor mir steht der Wittgenstein-Typ, grau, vergehend, ein Hefeteig, der langsam in sich zusammen fällt, eine Küche voller Backwaren und warme Hände, die den Teig kneten.

Er gibt mir seinen Ausweis, ich gebe ihm den Schlüssel von Fach 23. Wir sind quitt. 21:05 – ich bleibe.



gerne – Bücher zerfallen, permanent. Dieser Geruch des Zerfallenen, vergammelte Buchseite, alt



Aber in all den Jahren, die ich nun hier sitze – es sind vier – in den letzten vier Jahren war mindestens einer noch bis zum Schluss da. Und oft kommen ja auch die Medizinstudenten und Jurastudenten, weil es hier im Philosophischen Seminar so ruhig und gemütlich ist und weil es in der Bibliothek eine Kaffeemaschine gibt und weil die Aufsichtsperson oft weg schaut, wenn man Essen mit reinnehmen will. Ich schaue meistens weg.

Ich muss die Bücher aufräumen und sortieren und die einzelnen Räume kontrollieren, ob die Fenster zu sind und die Heizung aus ist.



um des Rauschen wegen, um des Rauschen eines Menschen wegen – seit bestimmt einer Stunde allein im Glaskasten, im Foyer der Bibliothek – Samstag, 20 Uhr.

Vielleicht habe ich jemanden übersehen

Ich sitze im Glaskasten. Ich bin allein.

Ich sitze im Glaskasten, ich bin allein. Niemand schaut hin. Ich hebe den Arm über den Knopf und stecke meine Nase in Achsel und lasse mich anekeln



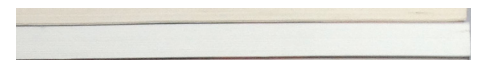
Niemand ist da. Schon seit zwei Stunden ist die Bibliothek leer aber ich bin trotzdem hier, vorne im Glaskasten. Ich habe ein paar Mal überlegt, vielleicht doch zu schließen – einfach früher schließen, es ist

Samstag 20 Uhr, ich sitze im Glaskasten. Vielleicht habe ich jemanden übersehen (aber ich bin mir ziemlich sicher, dass ich niemanden übersehen habe) – ich stehe auf, verlasse den Glaskasten ...

Manchmal bitte ich jemanden, mir meinen Geruch zu beschreiben und der sagt dann meistens nur gut.



Riechen stelle ich mir immer als Weiten der Nüstern vor wie bei Pferden. Ich weiß nicht, was mein Körper genau tut – ich atme nur.



Ich suche immer nach diesem Geruch.

Sarah Berger

ISTANBUL

Selcuk Salih Caydi erzählt von Istanbuls Buchkultur und den Katzen der Straße als Glücksbringer der Lesenden und Archivare der Freiheit

Nicht ich habe die Katzen, sondern die Katzen haben mich als ihren Gefährten entdeckt, und sie lockten mich mit Büchern an.

Man kann eine Istanbuler Katze nicht banal mit einem Fisch anlocken, aber die Katzen wussten irgendwie, dass sie mich mit guten Büchern anlocken können – und nicht nur mich. Buchladen und Katze, das ist eine der besten Kombinationen dieser Stadt, die von den Katzen selbst entdeckt wurde. Die Legende sagt, dass eine weise Katze aus den Tiefen der genuesischen Galata einen Unfall vortäuschte um so von einer Gruppe byzantinischer Kalligraphen aufgenommen zu werden, die alten Klassiker aus den Bibliotheken Alexandrias handschriftlich kopierte. Erstes Mitleid mit dem Tier wurde schnell von Faszination und Liebe zu ihm überstrahlt. Seitdem sind Katzen willkommene Gäste und die Glücksbringer der Buchläden in Galata, Beyoğlu, dem uralten Kulturviertel Istanbul. Ob diese Geschichte wahr oder frei erfunden ist, bleibt unklar. Aber der Schoßsprung einer Katze bei meinen großen Bücherentdeckungsreisen in sophistischen Buchläden von Konstantinopel bedeutet immer ein gutes Omen für mich. So bin ich auf Bücher aufmerksam geworden, die von Katzen abgedeckt, warmgehalten und großzügig präsentiert wurden. Ist man offen für bibliothekarische Reize, erzeugt dies ein wahres Gefühl des Ankommens im Leben. Mit der Katze auf dem Schoß Bücher durchblättern zu dürfen, ist in Istanbul ein großes Privileg des Lesers.

Der Kultbuchladen *Simurg* war lange Zeit »der« Katzenbuchladen Beyoğlus. Ein halbes Dutzend prächtiger Straßencatzen hielt Wache, um diesen kleinen Büchertempel zu beschützen. Sie stolzierten auf Bücherstapeln herum, schnurrten und schliefen auf Bücherständen, kämpften um einen Platz auf warmen dicken Computermonitoren, besetzten Kundensessel, lagen quer auf dem Holzboden,

sprangen von Regalen herunter, immer darauf bedacht, keinen Lärm zu machen. Die Katzen von *Simurg* konnten die namhaften Historiker, die übliche altlinke Intelligenzia im Laden so herrlich imitieren und waren dabei so stolz und arrogant, schickgeputzt und besserwisserisch wie eben diese namhaften Kunden. Sie trugen ihren Charakter als Aushängeschild, lautlos mit einer fehlenden Pfote oder mit tiefen Tatzenwunden im Gesicht, grimmig und mit langem, voluminösem Fell.



Bevor *Simurg* durch die mächtige neoliberale Buchhandelskettenwelle unterging, hat der Kapitän des Ladens erst noch die Katzen gerettet. Sie wurden von intellektuellenhäusern aufgenommen, zogen zu Antiquariaten in der Umgebung um. Einige wanderten nach Galata, wo alte Antiquariate und Buchläden – zum Glück – immer noch ihr mysteriöses Unwesen treiben.

Der Geist der weisen Katze aus Galata nahm unerwartete Gestalten an. 2008 wurde der *Kırmızı Kedi*-Verlag gegründet, der »Rote Katze« heißt, und wie Salih Yavuz, Mitarbeiter des Verlags, ausdrücklich sagt, habe man bei der Namenwahl weder an das Rot der Linken noch an ein anderes Rotes gedacht. Der Geist der Buchlädenkatzen erfasste sie und so musste der Verlag vom Journalisten Haluk Hepkon gegründet werden, um ausgefallene, gute Bücher zu drucken.

Den Buchladen am Tünel-Platz, ein altes Steinhaus, erwarb er erst viel später. *Rote Katze* wich beim Gezi-Aufstand im Juni 2013 trotz übertriebenem Tränengaseinsatz durch die Polizei nicht von der Stelle.

Er verlegte mehrere bissige Bücher türkischer Journalisten, die bei islamistischen Regierungskreisen »so gut« ankamen, dass diese gegen den Verlag 14 Gerichtsprozesse eröffneten, wegen Beleidigung und aus sonstigen Gründen. Die *Rote Katze* – *Kırmızı Kedi* – bekam für ihren stolzen Kampf am Galata am 10. Juni 2015 den Preis der Friedrich-Ebert-Stiftung für die Meinungsfreiheit, die sie hochhält.

Wenn ich mit Büchern der *Roten Katze* zu meiner Katzenkneipe komme – so nenne ich sie – erwarte ich den Stammgast, der jeden Abend gegen 20 Uhr in die Kneipe kommt, erst den ganzen Laden von einem Ende zum anderen quer durchschlendert, um sich dann auf dem Platz direkt neben mir auf der Couch breit zu machen.

Während ich die Blätter meiner neuen Bücher durch meine Finger gleiten lasse, schnurrt sie leise. Als eine ultimative Straßencatze darf man sie in dieser Kneipe streicheln bis zum Gehtnichtmehr und sogar durchknuddeln wie Knetmasse – überherzliche Art, Katzen zu lieben, wie nur die Stammgäste das dürfen. Mit vorsichtigen Bissen oder unernten Tatzendrohungen markiert sie ihre Grenzen. Was man mit ihr auf der Straße niemals machen darf, erlaubt sie in ihrer Stammkneipe, schließlich sind wir ja alle Bekannte von ihr.

Wir warten auf sie nun seit Monaten. Jemand behauptet, sie im Holzkasten eines Antiquariats gesehen zu haben, draußen vor dem Laden an einem sonnigen Apriltag. Ein Anderer sagte, sie sei bestimmt tot, da er sie in seinem Traum sah, mit lichteuchtendem glänzendem Fell. Wo die Katzen sterben, das weiß kein Istanbul, weil man nie und nirgendwo Katzenleichen findet in der Stadt. Aber die Katzengeister beschützen die Buchläden Istanbul und bei Neumond, bevor sie Wunder vollbringen und Autoren inspirieren, funkeln sie mit den Augen und lächeln.

Selcuk Salih Caydi

**KIRMIZIKEDI
BOOK STORE**





Die Universitätsbibliothek
der Ruhr-Universität Bochum
setzt auf große Fensterfronten
und Flächen aus Sichtbeton